

Von »I don't care« zu »I care«

CARING MASCULINITIES, GEWALT UND DIVERGIERENDE MÄNNLICHKEITSPRAKTIKEN IM DIGITALEN ZEITALTER

Elli Scambor

Der Artikel analysiert, wie restriktive Männlichkeitsnormen Gewalt fördern, und betont die Bedeutung von Caring Masculinities für Gewaltprävention und soziale Gerechtigkeit.

Gewalt, emotionale Abschottung und antifeministische Männlichkeitsnarrative prägen gegenwärtige Debatten über Jungen* und junge Männer* – nicht zuletzt in digitalen Öffentlichkeiten. Wenn Jungen* sagen »I don't care«, verweist dies weniger auf Gleichgültigkeit als auf dominante Männlichkeitsanforderungen, die Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Fürsorglichkeit systematisch abwerten. Aktuelle feministische Gesellschaftsanalysen (Arruzza, Bhattacharya & Fraser, 2019) zeigen, dass diese Anforderungen in anhaltend wirkmächtigen binären und heteronormativen Geschlechterordnungen verankert sind, die trotz rechtlicher Öffnungen weiterhin soziale Erwartungen, Anerkennungslogiken und Machtverhältnisse strukturieren. Geschlechterkulturen bezeichnen dabei jene kollektiven Muster, in denen Vorstellungen von Männlichkeit durch Erziehung, Bildung, Medien und alltägliche Interaktionen hergestellt und stabilisiert werden (Abb. 1). Männlichkeit erscheint vor diesem Hintergrund nicht als stabile Identität, sondern als umkämpfte soziale Praxis.

In Anschluss an Butler (2009, S. 9) lässt sich Sozialisation als eine »Improvisation im Rahmen des Zwangs« verstehen: Um als eindeu-

tig männlich zu gelten, müssen Jungen* früh lernen, bestimmte Anteile – etwa Verletzlichkeit oder emotionale Ambivalenz – auszublenden. Diese Ausschlüsse verschwinden jedoch nicht, sondern bleiben wirksam. Gerade in diesen Brüchen liegt ein zentrales Transformationspotenzial: Fürsorgliche Männlichkeitspraxen knüpfen an das Ausgeschlossene an und eröffnen Perspektiven jenseits von Dominanz und Gewalt.

MÄNNLICHKEIT ALS RELATIONALE UND MACHTVOLLE PRAXIS

Zugleich betonte Connell (2000), Begründerin des Konzepts hegemonialer Männlichkeit, dass Männlichkeit nicht mit Männern* gleichgesetzt werden könne. Männlichkeit ist vielmehr eine soziale Praxis und eine Position im Ge-

schlechterverhältnis, die in konkreten Situationen hervorgebracht wird und stets relational organisiert ist – im Verhältnis zu anderen Geschlechtern, zu unterschiedlichen Männlichkeiten sowie in Abhängigkeit von sozialen Markern wie etwa Herkunft, Milieu oder Bildung. Innerhalb gesellschaftlicher Ordnungen koexistieren zudem unterschiedliche Orientierungsmuster von Männlichkeit:

»(...) some patterns of masculinity do include a willingness to use violence, while other patterns of masculinity are in comparison peaceable. And part of the problem of reducing violence in the world is to shift from the first to the second kind of masculinity.«¹

Gewalt ist nicht mit Männlichkeit verbunden, fungiert innerhalb hegemonialer Arrangements jedoch als latent verfügbare Ressource, um Macht und Anerkennung abzusichern.

Diese theoretische Differenzierung ist für Gewaltprävention zentral und wird durch empirische Forschung gestützt. Barker hat diesen Zusammenhang in seinen Arbeiten zur Gewaltsozialisation von Jungen* prägnant herausgearbeitet. Er zeigt auf, dass Jungen* in vielen gesellschaftlichen Kontexten bereits früh lernen, emotionale Distanz und eine Haltung der Gleichgültigkeit gegenüber Verletzlichkeit zu verinnerlichen – dies wird mit »I don't care« zum Ausdruck gebracht. Es handelt sich dabei um eine sozial erlernte Strategie der Abwehr von Verwundbarkeit und Anerkennung hegemonialer Männlichkeitsanforderungen. Diese emotionale Abschottung



Bild generiert mit CPT Image 1.5

Abb. 1: Vorstellungen von Männlichkeit werden durch Erziehung, Bildung, Medien und alltägliche Interaktionen hergestellt

kann kurzfristig stabilisierend wirken, ist jedoch langfristig mit Entfremdung, eingeschränkter Beziehungsfähigkeit und einer erhöhten Anfälligkeit für Gewalt verbunden. Barker fasst diesen Zusammenhang pointiert zusammen, wenn er festhält:

»You do not get to adult manhood in most of the world without experiencing, witnessing and learning male violence.«²

Männlichkeit konstituiert sich in diesem Verständnis wesentlich über die Normalisierung von Gewalt sowie über Anforderungen, die emotionale Distanz, Kontrolle und Durchsetzungsfähigkeit privilegieren. Gewalt erscheint damit als sozial erlernte und kulturell legitimierte Praxis innerhalb bestimmter Männlichkeitsordnungen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Gewalt für alle Jungen* oder Männer* handlungsleitend ist oder zwangsläufig in Gewaltpraxis mündet.

Vielmehr verweist dieser Befund auf ungleiche Positionierungen und Handlungsspielräume innerhalb männlicher Sozialisation. Um diese Unterschiede analytisch fassbar zu machen, ist eine Perspektive erforderlich, die Männlichkeit als situationsabhängige soziale Praxis begreift. Besonders anschlussfähig ist das von Budde und Rieske (2023) entwickelte Modell divergierender Männlichkeitspraktiken, das auf mehreren empirischen Teilstudien im Forschungsverbund »Jungen und Bildung« basiert. Das Modell ersetzt essenzialistische Männlichkeitskonzepte durch eine praxistheoretische Perspektive und systematisiert Männlichkeitspraxen entlang zweier analytischer Achsen: **Dominanz ↔ Egalität** sowie **explizite ↔ implizite Praxis**.

Auf dieser Grundlage wurden beispielsweise offen-dominante Praxen beschrieben, in denen Männlichkeit explizit über Hierarchie, Abwertung und häufig auch körperliche oder verbale Gewalt hergestellt wird, etwa durch Einschüchterung, Drohungen oder die demonstrative Durchsetzung eigener Interessen. Schweigend-souveränisierende Praxen reproduzieren

Dominanz dagegen implizit über Routinen, institutionelle Arrangements und Selbstverständlichkeiten, etwa durch unhinterfragte Entscheidungsmonopole, informelle Ausschlüsse oder geschlechtlich codierte Zuständigkeiten. Demgegenüber stehen programmatisch-kritische Praxen, in denen hegemoniale Männlichkeitsnormen offen benannt und problematisiert werden, etwa durch bewusste Distanzierungen von Gewalt oder Sexismus, sowie beiläufig-egalitäre Praxen, in denen Fürsorglichkeit, emotionale Offenheit und Gleichwertigkeit selbstverständlich gelebt werden, etwa in kooperativen Arbeits- oder Sorgebeziehungen. Empirisch bedeutsam ist, dass diese Praxismuster gleichzeitig und widersprüchlich nebeneinander existieren. Ihre Koexistenz verweist auf konkurrierende Anerkennungsordnungen, innerhalb derer Gewalt je nach Kontext als legitime Ressource erscheinen kann – oder delegitimiert wird.

MAN BOX UND MANOSPHERE: RESTRIKTIVE MÄNNLICHKEITSANFORDERUNGEN – ANALOG UND DIGITAL

Internationale Studien belegen den Zusammenhang zwischen restriktiven Männlichkeitsanforderungen und erhöhten Gewalt-, Gesundheits- und Sozialrisiken. Ein zentraler empirischer Referenzpunkt ist die **Man Box Study**, die auf Befragungen von rund 3.600 Männern* im Alter von 18 bis 30 Jahren in den USA, Großbritannien und Mexiko basiert (Heilman, Barker & Harrison, 2017). Untersucht wurde, was junge Männer* über Männlichkeit lernen. Zwischen 30 und 50 % der Befragten stimmten traditionellen Männlichkeitsanforderungen zu, etwa der Vorstellung, Männer* müssten in Beziehungen das letzte Wort haben oder Probleme grundsätzlich allein lösen (Abb. 2). Besonders relevant ist die systematische Verknüpfung dieser Orientierungen mit Gewalt: Männer*, die sich stark an

Man-Box-Anforderungen orientierten, berichteten signifikant häufiger von depressiven Symptomen, Suizidgedanken, Substanzmissbrauch und riskantem Verhalten. Zugleich ist in dieser Gruppe die Wahrscheinlichkeit der Ausübung sexualisierter Gewalt deutlich erhöht. Der Verbleib in der Man Box bedeutet, dass traditionelle Männlichkeitspraxen immer wieder bestätigt werden müssen, manchmal auch auf zerstörerische Weise. Diese Dynamik verschärft sich im digitalen Raum. Digitale Plattformen fungieren als zentrale Sozialisationsräume, in denen Männlichkeiten kontinuierlich performt, bewertet und rückgekoppelt werden (Kaiser, 2020). Algorithmische Logiken bevorzugen emotional zugespitzte und polarisierende Inhalte und verstärken damit Narrative, die einfache Erklärungen für komplexe soziale Erfahrungen liefern. Digitale Räume wirken so als Verstärker bestehender Unsicherheiten, Kränkungen und Statusängste – insbesondere dort, wo analoge Anerkennungs- und Zugehörigkeitserfahrungen fehlen.

Ein zentraler Andockpunkt ist dabei die Einsamkeit. Eine repräsentative Studie der Bertelsmann Stiftung aus dem Jahr 2024 zeigte, dass sich rund 46 % der 16- bis 30-jährigen Befragten in Deutschland einsam fühlten (Luhmann et al., 2024). Dabei traten Geschlechterunterschiede zutage: Während junge Frauen* häufiger von emotionaler Einsamkeit berichteten, waren insbesondere junge Männer* sozial isolierter und verfügten seltener über tragfähige Freundschaften. Einsamkeit bezeichnete in der Studie nicht bloß gelegentliches Alleinsein, sondern ein schmerzhaftes Erleben von Mangel an Verbundenheit, Anerkennung und wechselseitigem Verständnis.

Wie stark digitale Räume diese Dynamik prägen, verdeutlicht die **State of American Men Study** (Barker et al., 2023), die auf einer Befragung von 2.022 Männern* im Alter von 18 bis 45 Jahren in den USA basiert. Fast die Hälfte der Befragten gab an, ihr Online-Leben als ansprechender

und lohnender zu empfinden als ihr Offline-Leben. Rund 30 % der jüngeren Männer* berichteten, in der Woche vor der Befragung keine Zeit mit Personen außerhalb ihres Haushalts verbracht zu haben. Besonders auffällig war zudem, dass gerade die jüngsten Männer* überdurchschnittlich häufig frauenfeindlichen Influencern vertrauten. Wie diese Studien zeigen, gewinnen digitale Öffentlichkeiten der sogenannten Manosphere zunehmend an Bedeutung. Dabei handelt es sich um ein loses Netzwerk unterschiedlicher Subkulturen – von Incel-Foren³ (Bonaventura & Illig, 2024) über Pick-up-Milieus⁴ und MGTOW-Gruppen⁵ bis hin zu Männercoaches. Ungeachtet der Heterogenität dieser Gruppen teilen sie zentrale Deutungsmuster: Männer* erscheinen als Verlierer feministischer Errungenschaften, Frauen* als dominante Gruppen, die auf ihren (untergeordneten) Platz verwiesen werden müssen, Fürsorglichkeit und Empathie als Zeichen von Schwäche. Die Manosphere funktioniert über eine eigene Symbolsprache, die innerhalb der Community identitätsstiftend wirkt. Die Red Pill steht bspw. für das vermeintliche Erwachen in einer »Wahrheit«, die davon ausgeht, dass Männer* unterdrückt würden, während Abwertungen wie »foid« (female humanoid) Frauen* entmenschlichen und hierarchische Geschlechterbilder naturalisieren. Diese Codes wirken identitätsstiftend nach innen und abschottend nach außen. Entscheidend ist, dass Radikalisierungspro-

zesse in diesen Kontexten selten mit offenem Hass beginnen. Häufiger Ausgangspunkt sind emotionale Verletzlichkeit, soziale Isolation und das Bedürfnis nach Anerkennung. Die Manosphere bietet hierfür scheinbar kohärente Erklärungen, klare Schuldzuweisungen und Lösungsvorschläge: Brecht das Selbstbewusstsein von Frauen/Mädchen, kommt in eine kontrollierende Position – und bleibt dort. Gewalt erscheint in diesem Deutungsrahmen als legitime Strategie der Statussicherung. Die Man Box findet in der Manosphere ihre digitale Verlängerung – als affektiv hochwirksames System, das Jungen* und junge Männer* bindet und zugleich von fürsorglichen, gleichstellungsorientierten Männlichkeitsentwürfen fernhält.

CARING MASCULINITIES

Die bisher skizzierten Befunde helfen zu verstehen, warum Gewalt traditionelle Geschlechterordnungen stabilisiert. Zugleich verweisen sie auf zentrale Ansatzpunkte präventiver Intervention. Internationale Studien zeigen nicht nur, dass Gewalterfahrungen problematisch sind, sondern vor allem auch, dass das Fehlen von Care im Aufwachsen, in Beziehungen und in sozialen Arrangements einen zentralen Risikofaktor darstellt. Die [International Men and Gender Equality Survey \(IMAGES\)](#)⁶, die seit 2008 bereits in über 30 Ländern durchgeführt wurde, zeigte, dass das Miterleben von Gewalt im Elternhaus – insbesondere durch den Vater – den stärksten Prädiktor für spätere Gewalt von Männern* gegen Frauen* darstellt. Umgekehrt erweist sich das Aufwachsen mit einer engagierten, sorgenden männlichen Bezugsperson als zentraler Schutzfaktor. Diese Befunde werden durch die österreichische [GEQ-Studie](#) (2023-2025; Scambor et al., 2025) bestätigt. Auf Basis von 2.295 quantitativ befragten Personen und 63 qualitativen Interviews zeigt sich, dass ungleiche Macht- und Entscheidungsstrukturen in Familien und Paarbeziehungen systematisch mit erhöhten Gewaltwahrscheinlichkeiten verbunden sind. Gewalt tritt signifikant häufiger dort auf, wo Männer* Entscheidungsmonopole beanspruchen (Abb. 3),

| | USA | Vereinigtes Königreich | Mexiko |
|---|-----|------------------------|--------|
| Unabhängigkeit | | | |
| Ein Mann, der viel über seine Sorgen, Ängste und Probleme redet, verdient eigentlich keinen Respekt | 30 | 31 | 18 |
| Männer sollten ihre persönlichen Probleme selbst lösen, ohne andere um Hilfe zu bitten | 40 | 36 | 35 |
| Stärke | | | |
| Ein Mann, der sich nicht wehrt, wenn andere ihn herumschubsen, ist schwach | 43 | 41 | 41 |
| Männer sollten sich stark geben, auch wenn sie innerlich Angst haben oder nervös sind | 59 | 51 | 48 |
| Geschlechterrollen | | | |
| Es ist nicht gut, wenn einem Jungen beigebracht wird, wie man kocht, näht, putzt und sich um jüngere Kinder kümmert | 28 | 31 | 17 |
| Ein Ehemann sollte keine Hausarbeit erledigen müssen | 22 | 27 | 11 |
| Männer sollten das Geld nach Hause bringen, um für ihre Familien zu sorgen, nicht Frauen | 44 | 39 | 26 |
| Aggression und Kontrolle | | | |
| Männer sollten, wenn nötig, Gewalt anwenden, um sich Respekt zu verschaffen | 23 | 25 | 10 |
| Ein Mann sollte bei Entscheidungen in seiner Beziehung oder Ehe immer das letzte Wort haben | 34 | 33 | 21 |

Quelle: Heilman, Brian et al. (2017). The Man Box, S. 28 (Übersetzung der Redaktion)

Abb. 2: Persönliche Zustimmung zu Man-Box-Regeln: Anteil der Befragten, die der Aussage »Meiner Meinung nach ...« zustimmen oder voll und ganz zustimmen (Angaben in Prozent)

während egalitäre Arrangements – etwa gemeinsame Entscheidungen und eine ausgewogenere Arbeitsteilung – entlastend wirken. Zugleich legitimieren traditionelle Geschlechterbilder Gewalt: Personen, die der Aussage zustimmen, ein Mann müsse sich »gegen seine Partnerin behaupten können«, weisen eine signifikant höhere Gewaltbereitschaft auf. Jene, die mit engagierten, sorgenden männlichen Bezugspersonen aufwachsen, sind seltener gewalttätig – gegenüber Partner*innen ebenso wie gegenüber Kindern.

Diese Befunde machen einen grundlegenden Perspektivwechsel deutlich. Gewaltprävention erfordert eine Auseinandersetzung mit den sozialen Bedingungen von Fürsorglichkeit. Care ist dabei keine Selbstverständlichkeit, sondern eine soziale und emotionale Fähigkeit, die gelernt, eingeübt und institutionell ermöglicht werden muss.

Caring Masculinities, ein Konzept, das an der Schnittstelle feministischer Fürsorgeethik (z. B. Fraser, 2013) und den Critical Studies on Men and Masculinities (z. B. Scambor et al., 2013) verortet ist, setzt an fürsorglichen Handlungen an und richtet den Blick auf Männlichkeit als veränderbare soziale Praxis. Ausgangspunkt ist die Kritik an der historischen Entwertung von Care-Arbeit. Dominante Männlichkeitskonzepte integrieren Fürsorge zwar partiell, begrenzen sie jedoch gleichzeitig: Anerkannt wird männliche Fürsorge vor allem in beschützenden oder versorgenden Rollen, während alltägliche Care-Arbeit weiterhin Frauen* zugeordnet bleibt. Diese asymmetrische Organisation von Care wurde von Tronto (1993) als »privileged irresponsibility« (privilegierte Verantwortungslosigkeit) beschrieben. Caring Masculinities zielen darauf, diese Logik zu unterlaufen. In der theoretischen Ausarbeitung werden sie als Männlichkeitsentwürfe gefasst, die Dominanz und Kontrolle zurückweisen und stattdessen Fürsorge, Interdependenz und emotionale Verbundenheit in den Mittelpunkt stellen (Elliott, 2016). Gerade für Jungen* ist dieser Perspektivwechsel

zentral (Scambor & Holtermann, 2026). Viele Jungen* lernen früh, Fürsorglichkeit und emotionale Offenheit auszuklamern (»I don't care«). Fürsorgliche Männlichkeitspraxen eröffnen hier alternative Lern- und Erfahrungsräume: Sie ermöglichen Jungen*, Sorgebeziehungen aufzubauen, Verletzlichkeit zu zeigen und Verantwortung nicht über Kontrolle, sondern über Beziehung zu definieren (»I care«). Gewaltprävention setzt damit bei der Frage an, ob Jungen* im Aufwachsen fürsorgliche Männlichkeitspraxen kennenlernen, erleben und als anerkennungsfähig erfahren.

**CARING MASCULINITIES
ZWISCHEN FEED UND ALLTAG**

Geschlechtergerechtigkeit ist kein Nullsummenspiel. Die skizzierten empirischen Befunde zeigen, dass mehr Gleichberechtigung Vorteile für alle bringt – auch für Jungen* und Männer*. Sie profitieren von stabileren Beziehungen, psychosozialem Wohlbefinden, geringerer Gewaltbelastung und erweiterten Handlungsspielräumen. Voraussetzung dafür ist, Fürsorglichkeit nicht ausschließlich als individuelles Handeln zu begreifen, sondern als soziale Haltung, die auf Verbundenheit, Empathie, Verantwortungsübernahme und Gewaltlosigkeit beruht.

Zudem kann die Förderung fürsorglicher Männlichkeitspraxen nur gelingen, wenn alle gesellschaftlichen Felder einbezogen werden – von Bildung, Jugend-

arbeit und Familie über Arbeitswelt und Gesundheitssysteme bis hin zu Medien und Politik. Zugleich ist es entscheidend, Jungen* und Männer* nicht primär als Problemträger anzusprechen, sondern als aktive Gestalter sozialer Gerechtigkeit (Scambor et al., 2016).

Dabei muss berücksichtigt werden, dass sich Männlichkeiten zunehmend in medialen Öffentlichkeiten formen. Plattformen wie YouTube, TikTok, Instagram oder Discord sind zentrale Sozialisationsräume, in denen Männlichkeit performt, bewertet und fortlaufend rückgekoppelt wird. Sichtbarkeit, Reichweite und algorithmische Logiken strukturieren, welche Formen von Männlichkeit Aufmerksamkeit erhalten – und welche marginal bleiben. Gerade restriktive Männlichkeitsnarrative finden hier günstige Bedingungen vor. Was im Feed als stark, erfolgreich oder bewundernswert erscheint, wirkt orientierend – auch dann, wenn es mit Abwertung, Gewaltlegitimation oder emotionaler Abschottung verbunden ist. Digitale und analoge Männlichkeitsordnungen sind dabei nicht getrennt, sondern eng miteinander verschränkt: Online-Narrative prägen das Alltags Handeln, während analoge Erfahrungen digitale Deutungen strukturieren. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Gewaltprävention und Geschlechterarbeit ohne Medienperspektive unvollständig bleiben. Entscheidend ist nicht allein, welche Inhalte existieren, sondern welche Narrative anschlussfähig, teilbar und attraktiv sind. Soziale

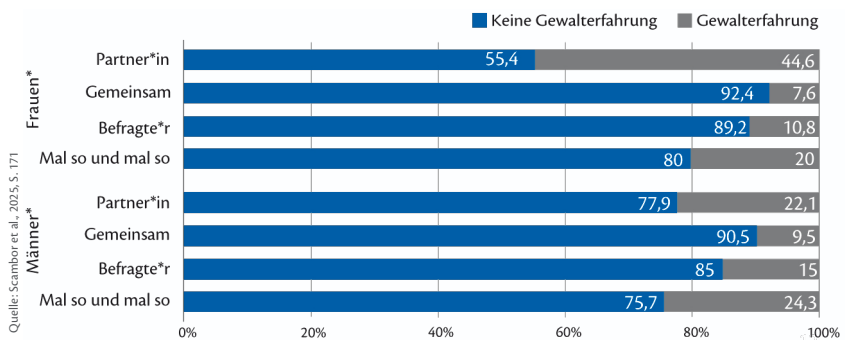


Abb. 3: »Letztes Wort« in aktueller Beziehung, nach Gewalterfahrungen in Partnerschaft (Angaben in Prozent)

Medien reproduzieren zwar dominante, gewaltlegitimierende Männlichkeitsbilder, eröffnen jedoch zugleich Räume für alternative Erzählungen – etwa dort, wo Jungen* und Männer* über mentale Gesundheit sprechen, Care-Arbeit sichtbar machen oder Verletzlichkeit anders rahmen. Ob solche Darstellungen randständig bleiben oder als selbstverständlicher Teil populärer Männlichkeitsbilder zirkulieren, ist eine zentrale Frage gegenwärtiger Präventionsarbeit. Care ist nicht nur eine Frage des Lernens, sondern ebenso des Erzählens. Fürsorgliche Männlichkeitspraxen müssen sichtbar und zugleich erfahrbar werden – in digitalen wie in analogen Räumen. Praxisforschungsprojekte wie *Caring Masculinities in Action*⁷ verdeutlichen, wie dies gelingen kann. Durch Peer-to-Peer-Ansätze und audiovisuelle Formate wurden fürsorgliche Beziehungen als entwicklungsfähige Praxis erzählt. In kurzen Social-Media-Filmen⁸ (siehe auch Projektbeschreibung in dieser Ausgabe) werden emotionale Abschottung (»I don't care«), dominante und ausgrenzende Gruppendynamiken unter männlichen Jugendlichen sowie sexualisierte Gewalt thematisiert. Zugleich zeigen die Filme alternative Handlungsoptionen – etwa das Einschreiten bei abwertenden Kommentaren oder die Übernahme von Verantwortung in Beziehungen. Produziert im Kurzformat für Plattformen wie Instagram und YouTube machen sie fürsorgliche Männlichkeitspraxen dort sichtbar, wo sich Jungen* medial orientieren. Eine Besonderheit ist der Peer-Ansatz: Sogenannte Change Agents wirkten selbst als Darstellende mit, sodass Caring Masculinities nicht nur vermittelt, sondern performativ eingeübt und als reale Praxis erfahrbar wurden. Solche Formate sind anschlussfähig an Social-Media-Ästhetiken und zugleich in analoge Bildungs- und Präventionskontexte eingebettet. Gerade diese Verbindung erweist sich als zentral: Gewaltprävention wirkt dort am nachhaltigsten, wo digitale Narrative und analoge Erfahrungsräu-

me zusammengedacht werden. Für Medienpraxis und Medienpädagogik ergibt sich daraus eine klare Aufgabe: Caring Masculinities dürfen weder auf pädagogische Sonderformate noch auf moralische Appelle reduziert werden. Sie müssen Teil populärer Erzählungen werden – in Serien, Dokumentationen, Social-Media-Formaten und Bildungsarbeit gleichermaßen. Die Frage, welche Männlichkeiten Reichweite erhalten, welche Emotionen erzählbar sind und welche Formen von Care als selbstverständlich gelten, ist damit eine zentrale mediengesellschaftliche Herausforderung. Die Zukunft von Männlichkeit entscheidet sich nicht ausschließlich im Feed und nicht ausschließlich im Alltag, sondern in der Verschränkung digitaler und analoger Öffentlichkeiten. Caring Masculinities bieten hierfür ein empirisch fundiertes Deutungsangebot: Fürsorge als soziale Praxis, die gelernt, gelebt und erzählt werden muss – dort, wo Jungen* und Männer* sich orientieren, begegnen und ihre Vorstellungen von Männlichkeit entwickeln. ■

ANMERKUNGEN

- ¹ http://www.raewynconnell.net/p/masculinities_20.html [6.3.26]
- ² https://www.ted.com/talks/gary_barker_a_reframing_of_masculinity_rooted_in_empathy [6.3.26]
- ³ Incels (Selbstbezeichnung »Involuntary Celibates« oder »unfreiwillig zölibatär Lebende«) werfen Frauen* vor, ihnen sexuellen Kontakt zu verwehren, worauf sie als Männer* Anspruch hätten.
- ⁴ PUA (Pick-Up-Artists) verbreiten online psychologische Strategien und manipulative gewaltvolle Techniken, um Frauen* zu verführen.
- ⁵ MGTOW (Men Going Their Own Way oder »Männer, die ihren eigenen Weg gehen«) lehnen Beziehungen mit Frauen* ab, aus der Überzeugung heraus, dass Männer* durch Gleichstellung und Feminismus benachteiligt seien.
- ⁶ <https://www.equimundo.org/images-research> [6.3.26]
- ⁷ <https://vmg-steiermark.at/de/carmia> [6.3.26]
- ⁸ <https://vmg-steiermark.at/de/carmia/filme-kampagne> [6.3.26]

LITERATUR

Arruzza, Cinzia, Bhattacharya, Tithi & Fraser, Nancy (2019). *Feminismus für die 99 % – Ein Manifest*. Berlin: Suhrkamp.

Barker, Gary, Hayes, Caroline, Heilman, Brian & Reichert, Michael (2023). *The State of American Men: From crisis and confusion to hope*. Washington: Equimundo.

Bonaventura, Marie & Illig, Isabelle (2024). *Misogynie in der radikalisierten Incel-Bewegung (IBuD Working Paper Nr. 2)*. Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen.

Budde, Jürgen & Riese, Thomas (Hrsg.) (2023). *Jungen in Bildungskontexten. Studien zu Differenz, Bildung und Kultur, Band 11*. Opladen: Barbara Budrich.

Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Connell, Raewyn W. (2000). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.

Elliott, Karla (2016). *Caring masculinities: theorizing an emerging concept*. *Men and Masculinities*, 19(3), 240-259.

Fraser, Nancy (2013). *Struggle over needs: Outline of a socialist-feminist critical theory of late-capitalist political culture*. In Nancy Fraser (Hrsg.), *Fortunes of Feminism. From state-man-aged capitalism to neoliberal crisis*. London: Verso.

Heilman, Brian, Barker, Gary & Harrison, Alexander (2017). *The Man Box*. Washington/London: Equimundo/Unilever.

Kaiser, Susanne (2020). *Politische Männlichkeit: Wie Incels, Fundamentalisten und Autoritäre für das Patriarchat mobilisieren*. Berlin: Suhrkamp.

Luhmann, Maike, Schäfer, Bernd & Steinmayr, Ricarda (2024). *Einsamkeit junger Menschen 2024 im europäischen Vergleich*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Scambor, Elli, Bergmann, Nadja, Bacher-Posch, Oliver et al. (2025). *Mit Geschlechtergerechtigkeit zu Gewaltprävention*. *Gender Equality and Quality of Life Study Austria*.

Scambor, Elli, Wojnicka, Katarzyna & Bergmann, Nadja (2013). *The role of men in gender equality – European strategies & insights*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.

Scambor, Elli, Gärtner, Marc, Holter, Øystein et al. (2023). *Caring masculinities at work: Theoretical and empirical perspectives across Europe*. *Gender, Work & Organization*, 31(5), 1605-1615.

Scambor, Elli & Holtermann, Daniel (2026). *Von gewaltvollen zu fürsorglichen männlichen Praktiken. Caring Masculinities in der pädagogischen Praxis*. Weinheim: Beltz.

Scambor, Elli, Holter, Øystein & Theunert, Markus (2016). *Caring masculinities – Men as actors and beneficiaries of gender equality*. *Documentation of the 3rd International Conference on Men and Equal Opportunities*. Luxemburg, 27-37.

Tronto, Joan (1993). *Moral boundaries. A political argument for an ethic of care*. New York: Routledge.

DIE AUTORIN

Elli Scambor ist Leiterin des Instituts für Männer- und Geschlechterforschung (VMG) in Graz.



© A. A. A.